

Glarner Kulturpreis 2017

### **Laudatio für Perikles Monioudis**

von Ruth Schweikert

Sehr geehrter Herr Landratspräsident, sehr geehrter Herr Regierungsrat, sehr geehrter Herr Gemeindepräsident, sehr geehrte Damen und Herren, liebe Dana, liebe Maria, lieber Thomas, lieber Perikles

Wie kann ich diesem Werk, so fragte sie sich, während sie darin las, vom kräftezehrenden Abbau der Eisblöcke erfuhr, die von Hochwänden aus verschickt und verschifft wurden womöglich bis nach Amerika; wie der Vielfalt an Stoffen, Formen, Motiven auch nur annähernd gerecht werden - so trotzdem der Anspruch, sagte sie sich, während sie in eine Glarner Pastete biss, die sie noch in Zürich gekauft hatte, ein Beggeli, wie sie dank der Lektüre nun wusste -; wie dieses Werk also würdigen, es ausmessen in seiner Bandbreite oder Spannweite, es ausloten, dachte sie, in seiner Geo-, Sozio- und Anthropografie; wie jene Welten, die es entwirft, wenigstens ansatzweise gedanklich abschreiten in den zwölf oder dreizehn Minuten einer Laudatio, werweisste sie, mittlerweile in Glarus angelangt, am Bahnhofskiosk vor den Zeitungsständen, in der Hauptstrasse später, wo sie bald den Kopf in den Nacken legte, um ein Stück Himmel zu sehen; zog nicht ein Steinadler seine Kreise?, oder war es ein Flugzeug?, ein Hochdecker, wie sie plötzlich auszumachen glaubte, ein Friedrichshafener Dornier-B-Merkur, der nun in südliche Richtung schwenkte, um wenig später in Alexandria zu landen oder in Berlin, in Zürich, auf einem Fussballfeld, immer wieder auf einem Fussballfeld, in einem Eishockeystadion, von wo aus die Maschine erneut abhob, nochmals verwandelt, in ein hoch agiles Zeit-Raum-Schiff, das zuweilen gar die Erdatmosphäre hinter sich liess, um das Weltall zu erkunden oder den Pergamonaltar, das Glarus der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts, das heutige Thessaloniki, den Hafen von Durres, Barcelona, bevor es in formvollendetem Bogen zu ihr, der Leserin, zurückkehrte und seine überreiche Beute vor ihr ausbreitete: Denkbilder, Wort- und Erfahrungsschätze, die der listenreiche Steuermann, Pilot, Kapitän (von ihm war bislang noch nicht die Rede gewesen!) auf seinen Welten umspannenden Reisen geborgen und gesammelt; verschlüsselte Botschaften, die er mit seinen hochempfindlichen Antennen im Äther aufgespürt; fragile Flaschenpost, arabisch, griechisch, französisch, amerikanisch, die er mit seinem Echolot geortet und mit grösster Umsicht an Land gezogen hatte.

Diese Leserin steht nun vor Ihnen, geschätztes Publikum, und sie steht vor dir, lieber Perikles Polytropos, wie ich dich zuweilen nenne in Gedanken, den vielge-, den vielbewanderten oder eben, den listenreichen Reisenden, Weltbürger, Erzähler, Intellektuellen. Ich hoffe, du erlaubst mir ein paar persönliche Worte, begleiten wir einander doch seit fast 25 Jahren im Leben wie im Schreiben, aus respektvoller Nähe, wie mir scheint, und anteilnehmender Distanz. Ich kenne wenige Menschen, die so klug sind wie du, so scharf im Denken, so umfassend gebildet und tätig; wenige vielleicht auch, die von sich selber so viel erwarten – und diesen Erwartungen dann auch noch (wenigstens von aussen betrachtet) tatsächlich nachkommen. Auch wenn du den Glarner Kulturpreis 2017 für dein literarisches Werk bekommst: ein solcher Preis geht immer auch, und zu Recht, an eine Person, eine Persönlichkeit, die ich hier weder umfassend vorstellen kann noch will; aber es ist mir ein Bedürfnis, der obigen Skizze anzufügen, was dich für mich als Mensch, als Person ausserdem

auszeichnet: Seele, Herz und Gemüt würde ich es nennen, deine Grosszügigkeit und damit einhergehend deine Gabe, deine tiefe Begabung für Liebe und Freundschaft.

Zurück zur Leserin, zurück zum Werk: Neunzehn Bücher hat Perikles Monioudis bislang publiziert, wenn ich richtig gezählt habe, in verschiedenen Verlagen: Romane, Erzählungen, Essays, ein Theaterstück, Betrachtungen, Aufzeichnungen, Notate. Mit anderen Worten: Perikles Monioudis ist einer der produktivsten und vielseitigsten Schriftsteller seiner Generation. Leicht macht er es sich und uns trotzdem nicht mit seinen Büchern; weder sich selbst beim Schreiben noch uns Leserinnen und Lesern, wenn diese unzulässige Verallgemeinerung für einmal gestattet ist. Diesem Umstand möchte ich ein wenig nachgehen; nicht zuletzt, weil wir beide vor kurzem im kollegialen Gespräch auf die Frage kamen: Wo sind heute die Adressaten für das, was ich schreibe? Oder anders gefragt: An wen kann ich meine Texte überhaupt noch adressieren? (Denn ich glaube, es ist tatsächlich an uns Autorinnen und Autoren, unsere Texte zu adressieren; vielleicht geht es weniger darum, Adressaten zu finden als vielmehr um die Geste des Adressierens?).

„Die Verwechslung“, erschienen 1993 im Rotpunktverlag, war der erste Monioudis, den ich in die Hände bekam, und sofort war ich eingenommen von der ausgestellten Kunstfertigkeit, der dezidierten Künstlichkeit dieser Sätze (gibt es natürliche Sätze?), die in kontrastierender Spannung standen zum Beobachtungs- und Beschreibungsfuror des fünfzigjährigen Ich-Erzählers Kaspar Stucki, der sich als Opfer einer fatalen Verwechslung sieht; ich fühlte mich gleichermassen in den Text hineingezogen wie auf Distanz gehalten; ich bewunderte das schriftstellerische Können – und vermisste, seltsam genug, zuweilen den Autor, seine Anwesenheit im Text. Damit meine ich keinesfalls eine autobiografische Verortung, eher so etwas wie jene Stimme, die das ausmacht, was wir eine Person nennen (zumindest, wenn wir jener Etymologie folgen, die Person mit „per-sonare“ verbindet); vielleicht empfand ich es so: das Stilistische trug den Text mehr als die Stimme des Autors. Jahre später las ich in „Die Stadt an den Golfen“, erschienen 2004, eine womöglich erhellende Bemerkung dazu, auch wenn sie nicht dem Schriftsteller gilt: „Die Demut vor dem Grössten verhindert, dass der Ikonenmaler einen eigenen Stil entwickelt“, sagt sie, „es geht ihm nicht um etwas Eigenes, weil das Schönste bereits gefunden ist.“

„Das Schönste“ ins Eigene überführt hat im 20. Jahrhundert vielleicht niemand so überzeugend und konsequent wie Frederick Austerlitz, weltberühmt geworden als Fred Astaire; oder ist es umgekehrt, hat er das Eigene ins Schönste überführt?; aber auf „Frederick“, Perikles Monioudis' bislang jüngsten Roman, werde ich später zu sprechen kommen. Sein Werk wuchs; in rascher Folge erschienen „Das Passagierschiff“, „Die Forstarbeiter, die Lichtung“: Erzählungen oder vielmehr Vignetten von bestechender, bestürzender Klarheit und Schönheit, zusammengehalten von einem „Ich“, das zwar kaum als Figur in Erscheinung tritt - eher bezeichnet es einen Ort, von dem aus die Geschehnisse erzählt werden, Schauplätze und Figuren von ungeheurer Plastizität, die beinahe wie Skulpturen aus dem Text heraustreten; ein „Ich“, das im Text sowohl anwesend ist wie abwesend bleibt, scheinbar unberührt und doch zutiefst beteiligt, ein Zeuge, der zum Mitwisser wird und dieses Wissen mit dem Leser teilt.

Dann erschien „Eis“, eines meiner Lieblingsbücher; die Lektüre hat mich nicht nur als Leserin erreicht; sie hat mich als Autorin getroffen – und mein eigenes Schreiben befreit in vielerlei Hinsicht; in „Eis“ überlagert und beleuchtet sich alles, was in einem Text der Fall sein kann, das Erzählen und das Erzählte, Stoff und Form, Dokumentation und Imagination, Gedachtes, Erträumtes, Theorie und Empirie, Fortschritt und Verlust, all das und noch viel mehr vergegenwärtigt sich dem Leser, der Leserin im fortgesetzten „Jetzt“ des Erzählens.

„Er wusste, dass es unter Umständen, die vielleicht seine Umstände waren, nur eine Generation dauert, bis der Flüchtling zum Flaneur wird.“ – dieser Satz, lieber Perikles, geschätztes Publikum, stand lange Zeit ganz am Anfang meiner Rede; er stammt aus dem Roman „Land“, 2007 im Ammannverlag erschienen und vor kurzem bei dtv wieder aufgelegt, mit einem sehr persönlichen, aufschlussreichen Nachwort des Autors versehen. Der Flüchtling, der zum Flaneur wird: Diese (Selbst)Verwandlung geht mir seit zehn Jahren nicht aus dem Kopf; ich komme nicht zurande mit ihr. Etwas Besseres, Ergiebigeres kann einem Leser, einer Leserin nicht passieren mit einem Satz, einem Bild, einem Gedanken, auch wenn ich mir zuweilen das Gegenteil wünsche, dass sich der Satz mir nämlich in einer Eindeutigkeit erschliesse. Zwischen Flüchtling und Flaneur liegt eine ungeheure Distanz, die er überwinden, überspringen muss, denke ich; ja, etwas wird scheinbar leichthin übersprungen in diesem Satz, aber welche Räume sind es, die übersprungen werden, die sich in jenem Dazwischen eröffnen, das all jene beheimatet, die einer Gesellschaft fraglos und ungefragt angehören, von Anfang an. Dem Flüchtling wie dem Flaneur: beiden eignet eine innere Distanz zur jeweiligen Umgebung; dem Flüchtling wird jedes Empfinden einer ursprünglichen Zugehörigkeit notwendig zur Erinnerung; eine Erinnerung, die jede spätere Verortung – so sie ihm denn gestattet wird – ebenso notwendig relativiert; anders der Flaneur: von angeborenen Zugehörigkeiten (oder Zuschreibungen) hat er sich entschieden gelöst; befreit betrachtet er sie, wie man etwa die Auslagen in einem Schaufenster betrachtet; vielleicht wird er etwas kaufen, er hat er die Freiheit der Wahl, oder er träumt sich sein Trikot zusammen. „Da stand ich mit den roten Stutzen von Roter Stern Belgrad, in der kurzen dunkelroten Hose des FC Liverpool, im weissen, mit dem grossen roten Klublogo versehenen Trikot von Fortuna Düsseldorf. Ich war all das. Die komplette Spielbekleidung einer Mannschaft aber hatte ich nicht anziehen mögen; niemals hätte ich mich einem einzigen Klub innerlich anverwandeln können. Was ich wollte, war alles je für sich und dabei alles zugleich sein.“

So las ich, so las die Leserin im Büchlein: „Junge mit kurzer Hose“, und dachte: womöglich erschliesst sich die wahre Gastfreundschaft nur im fehlenden Zuhause? Dann, wenn es kein fragloses Zuhause gab, nur eines, das ad Hoc, im Text von beiden geschaffen werden musste, vom Autor und der Leserin; und so wäre die Distanz des Flaneurs notwendigerweise auch die Distanz des Schriftstellers zu seinem Text, zu seinen Figuren, zu seinen Lesern? Die Leserin konnte und wollte diese Frage nicht beantworten - sie blieb und bleibt bestehen -, stattdessen las sie weiter und kam endlich bei „Frederick“ an, seinem jüngsten Roman. „Ein Tanz!“, schrieb sie ihm, „wahrhaftig, oder, genauer vielleicht, mehrere, unterschiedliche Tänze, Schwindel erregende, hoch komplexe Schrittfolgen, Spielräume, die du mit der Eleganz deiner Sprache erschaffst und erkundest.“ „Ein Pas de deux“, schrieb sie ihm, „in elf Variationen, getanzt eine Handbreit über dem Boden, eine kleine Zauberei... und nicht zuletzt ein Essay darüber, was den Künstler ausmacht, die innere Unabhängigkeit vom Publikum, die Hingabe an die Sache selbst.“ „Meine Lieblingspassage“, fügte sie an, „ist denn auch die folgende: "Den Rausch des Alleinseins in grösstmöglicher Konzentration, auf der Suche nach dem nächsten Schritt, dem nächsten Atemzug, der nächsten Freiheit, die sich wiederum in Festlegungen auflösen würde, in diesen und den folgenden..... (..)“; „natürlich lese ich darin“, schrieb sie weiter, „auch eine Selbstbeschreibung des schreibenden Tänzers Perikles Polytropos, und finde darin eine Leichtigkeit, die keiner Schwere abgerungen ist, sondern Schwere ebenso selbstverständlich voraussetzt, wie sie sie unter sich zurücklässt - die Arbeit des Tänzers eben.“

Lieber Perikles, "Eine, deine grosse Begabung zu hegen und zu pflegen - bis zum Ende" - dass es dir gelingen möge, das wünsche ich dir, und dass dir zugleich das Leben weiterhin gelingen möge, das wünsche ich dir fast noch ein wenig mehr.

„Er fühlte, dass er diesen Widerspruch auflösen musste: dort anzukommen, wo er herkam.“, schreibst du in „Freulers Rückkehr“, und dass du im besten Sinn arrivé bist hier in Glarus, nicht nur als Preisträger arriert, sondern angekommen, a-riv(e)-é, an Land, am Ufer; angekommen dort, wo du herkommst, und damit meine ich nicht Glarus, sondern das Schreiben, das Leben, die Literatur.